

Eine Urwaldsfahrt auf dem Rio Preto

Neue Eindrücke eines Dresdners

Der von den „Sonnungen“ der Kultur bedeckte Küstenstreifen des gewaltigen Landmasses Brasiliens erscheint so dünn, wie die Schale eines Apfels zur Frucht. Er vermittelt dem zu „Studienwecken“ reisenden Fremden im allgemeinen auch die Eindrücke dieses fesselnden Landes, wo Urzustand und Kultur noch so eng verflochten und benachbart sind, wie wohl sonst nirgends auf der Erde. So wie die Kulturzone Wege, Bahnen und Straßen nach dem Innern feilfertig vorreißt, verbleiben gewaltige Jungens und Inseln tropischer Urvegetation. Doch läßt Dschungel und Dämmerung moderner menschlicher Wesen schon auch diese Teile verarmen an seltenen Pflanzen und Tieren, die weiter nach

etwa 80 Meter Breite, später laufen seine Ufer mehr und mehr bis auf 6 Meter zusammen.

Nach fünfständiger Fahrt streift, glücklicherweise nicht zu unrecht, der Motor, als nun

die weitere Reise mit einem mächtigen Kanu fortgesetzt

werden soll. Neue Verhandlungen mit dem Kanuführer, Umladung unserer wertvollen Güter auf den ausgehöhlten Baumstamm, und bald geht es weiter flussaufwärts, nachdem noch zwei weitere Eingeborene als Ruderer angeworben worden sind. Das monotone Schlagen der Ruder, die von den halbbedeckten, gelblich-braunen Gesichtern lebend bedient werden, ist das einzige Geräusch, das diese fast unheimliche Stille durchbricht. Je näher die Ufer heranrücken, um so bizarriener wechseln die Bilder.

Blau, gelb, rot leuchten tausend Blüten von Orchideen ansehnlich auf,

die sich als dankbare Gäste auf den überhängenden Ästen und Zweigen der Urwaldriesen des ewigen Sommers erfreuen. Glanzhaft ist auch hier der Kampf der Pflanze um Lust und Leben. Unerlöschliche Fruchtbarkeit ordnet hier aber Lausende von Jahren nach mächtigem Geleze Werden und Vergehen. Was der ewige Quell der Erde nicht mehr zu geben vermag, saugen unzählige, tief über die Wasser hängende Wurzeln in erpöster Umflutung aus der daisamlich duftenden Luft. Fern von der letzten menschlichen Siedlung bringt eine reiche Vogelwelt Leben in die Märchenpracht:

Papageien ziehen in Schwärmen über den Fluß,

Kardinals mit rotviolettem Gefieder, schwarzweiße Reiher wiegen sich auf hohem Äst, Kolibris umflattern die Blüten im Weltkreis mit riesengroßen Schmetterlingen, hier und da sucht ein richtiger Baumfrosch, durch unser Erscheinen verärgert, das Weite. Die Jagdwut des Jähzähers, der sich mit zwei Bewehrten schleppt, kennt keine Grenzen, und so läßt er sich nicht verhindern, daß er einige dieser göttlichen Geschöpfe der Vogelwelt niederstößt; sie fallen irgendwo ins Dickicht der Urwaldufer. Einer der Ruderer schlägt sich mit einem fabelartigen Weiser einen Weg und bringt mit erstaunlicher Sicherheit in kürzester Zeit die bunte Jagdbeute in das Kanu. Der Kanuführer tritt immer näher heran; schon muß man sich der herabhängenden Ähren erwehren und die Schilfgewächse beiseiteschieben. Auf den schwarzen Köpfen unserer Ruderer tummeln sich unheimlich zahllose bunte Insekten, während ihnen glücklicherweise unfer europäischer Dunstkreis weniger zulaßt, so daß es nur zu vereinzelten Stichen — aus Irrtum kommt.

Von den eigentlichen Bäumen bleibt nicht viel sichtbar, so dicht sind Stamm und Zweige von fremden Blüten übersät. Es ist

schwül wie in einem Treibhaus;

die Ruderer schöpfen von Zeit zu Zeit aus dem ockergelben Fluß mit Fruchtstacheln Wasser, während wir vorziehen, unseren Durst mit dem milchigen Inhalt grüner Kokosnüsse zu stillen. Plötzlich laufen wir einen Seitenweg ein, der kristallklares Wasser führt und auf dessen Boden sich ein hellgelber Sand spiegelt, der reich an Flußdiamanten sein soll. Bald schiebt sich eine Landzunge in den sehr schmalen, aber tiefen Flußarm vor, auf der man deutlich die Spuren von menschlichen Füßen und solchen eines großen Tieres erkennt. Wir gehen an Land und unser Jäger erklärt, daß hier von Indianern auf einen außerordentlich großen Wildbeber gejagt worden sei. Da sich nichts rührt, fahren wir weiter, bis gegen Abend erneut eine Sandbank mit zahlreichen Fußspuren erreicht wird, auf die wir nunmehr unser Kanu an Land ziehen. Voll Spannung gehen wir aus Ufer und erblicken bald zwei mit Palmenblättern bedeckte, sonst vollständig offene Hütten; an den verflochtenen Vogerleuten, den Schalen und Topfen und den aufhängenden primitiven Halsketten, den bunten Federbüscheln und einem als Wörfer für das Maismehl hergerichteten Baumstamm erkennt man, daß die Hütten von Indianern bewohnt sind. Trotz zahlreicher Pflichten- und Revolvergeschosse ist kein Mensch zu sehen. Wir beschließen, uns für die Nacht hier einzumieten. Bald sprühen die Vogerleuten, über denen uns

die braunen Männer einen herrlichen Santoskaffee brauen. Einer von ihnen kommt zurück und erklärt, im anstehenden Wald einige Indianerfrauen getroffen zu haben, die erklärten, daß die Besitzer unserer Villa auf Jagd gezogen seien und wohl während der Nacht mit ihren eigenen Männern zurückkehren würden.

Wir folgen jetzt erneut dem Kanuführer und treffen die Frauen, die jedoch überaus scheu mit ihren Kindern das Weite suchen. Die Nacht bricht herein; wir sitzen um die Lagerfeuer, erzählen und rauchen die anstürmenden Moskitos fort. Um unsere Hütte ist der Wald etwas zurückgedrängt, und auf der kleinen Lichtung stehen einige Kaffeebäume, Maisstauden und reichlich Bananen.

Der tiefschwarze Wald erglüht von Millionen Leuchtflämmern,

die in rhythmischen Takt ihre großen Lichter zephenförmig aufsteigend lassen; ein Duft wie von frischen Kesseln steigt aus dem Boden, fädelnd verlegt er uns in einen Rausch, der diesen tropischen Nächten eigen ist. Auf Palmenzweigen und Bananenblättern legen sich die Ruderer nieder; wir können in dieser Herrlichkeit nicht schlafen und erwarten mit verhänglicher Spannung unsere Gastgeber. Die Moskitos, von der Urwaldnatur zur Abwehr der Eindringlinge ausgesandt, nehmen derart an Zahl zu, daß wir noch weitere Feuer anzünden müssen, um sie aus unserer Nähe zu halten. Gegen 2 Uhr früh erhebt sich einer der Eingeborenen; aus unvorstellbarer Entfernung hat er das Geräuschen der Indianer gehört, erst nach einer halben Stunde aber erscheinen sie an unserer Lagerfeuer, das höhere, gelbe Gebläse aufsteigend läßt, deren ernste, suchende Mimik

etwas Unheimliches

ausstrahlt. Wir geben ihnen Zigaretten und Brot; am Morgen wollen sie mit ihren Frauen wiederkommen. Sie halten Wort, und gegen 6 Uhr früh versammelt sich das Indianervolk vor unserer Hütte.

Scheu, mißtrauisch, ohne jedes Dankes oder Freudenzeichen,

nehmen sie Tabak und Brot, wofür sie uns einige Pfeife, Hügel und einen schönen, aus Papageienfedern gefertigten Kopfschmuck überlassen. Der Pfeil mit seinem Knochen splitter ist noch heute ihre einzige Waffe, mit der sie sich jede Jagdbeute vom höchsten Baum wie im flüchtigen Lauf, zuweilen auch Fische aus dem Wasser, fischen. Das nennt man noch Jagd! Es sind aber nicht mehr die kriegerischen Stämme Karl Maivs;

sie durchziehen rastlos die Urwälder Brasiliens,

meiden ängstlich jede Berührung mit der weißen Kultur, die ihren Urwätern mit brutaler Gewalt ihre Jahrtausende alte eigene Kultur, ihre Sitten und ihre Religion genommen und sie unzerstückelbar vernichtet in die weiten Urwälder zerstreute, wo noch heute klägliche Reste der alten kriegerischen, fremdeneindlichen Stämme ihr Dasein fristen.

Wir treten vormittags die Rückfahrt an. Noch einmal zieht die ganze Herrlichkeit dieser paradiesischen Tropen-



Brasilianische Küste

dem Innern der ewigen Einsamkeit aufzubrechen. Und wie im Märchen der hüie Zauberer, so todt

die erhabene Schönheit dieser Ackerlandschaft von Jahren unberührten Urwaldspracht

den Eindringling heran, zieht ihn in ihren unwiderstehlichen Bann, um gleichzeitig mit Beglügen sichtbar und unsichtbarer Verteidiger seine Vernichtung zu erstreben.

An Kaffeepflanzungen, Reisplantagen, Apfelsinenkulturen und Ananasbeeten vorüber führt die braunrote Seilstraße auf die Hochebene von Sao Paulo. Aus weiter Ferne bezeichnen einzelnartig in Tiefblau oder Kardinalrot blühende Bäume die Stellungen der Pflanze; wo der Baum zu eng wird, entzieht man ihn dem Urwald durch gewaltige Brände, die dann über Tage und Wochen als leuchtendes Fanal am Horizont erstehen. Ueber maisgrünen Bananenbüschen alliert die heiße Dezember Sonne von Santos, wo noch vor 25 Jahren das gelbe Nieder ost ganze Schiffsbefahrungen bis auf den letzten Mann erledigte, während man heute unter seinen Königspalmen fast ungestraft wandeln kann. Die Leere des noch vor wenig Jahren von Schiffen aller Herren Länder vollgestopften Santoshafens führt mit erschütternder Deutlichkeit auch hier die Schwere der Weltkrise vor Augen.

Millionen Zentner brennenden Kaffees der letzten Ernte

lassen erkennen, wie weit es „der Mensch in seinem Wahn“ zu treiben vermag!

Daß in den südwestlich von Santos sich in schier unendlicher Breite ausdehnenden Urwäldern noch Indianer leben, ist den kultivierten Bewohnern des Küstenstreifens selbst nur selten bekannt, wohl, da sich kaum einer über seinen alltäglichen Radius hinaus zu bewegen pflegt. Es ist verlockend,

den Indios einen Besuch abzustatten,

um gleichzeitig einen Blick in die kulturferne Urwelt zu wagen. Zu diesem Zwecke brauchen wir einen kundigen Verbindungsmann sowie eine Anzahl erfahrener Eingeborener, wie man sie als letzte Vöthen der Kulturwelt in jenen Wäldern mit Indianerblut findet.

Ein rauber Wagen führt uns zunächst etwa 80 Kilometer in südlicher Richtung von Santos weg, fast ständig auf wundervollem und feinem Strandland an der atlantischen Küste entlang. So erreichen wir, ohne mehr als einige ganz verstreute lichte Hütten zu sehen, den Flecken Conceicao. Hier legen nun zunächst Verhandlungen mit Schiffen ein, die uns den Rio Preto hinauffahren sollen. Während der mit unendlicher Umständlichkeit und Geduld geführten Abmachungen laufen wir einen Saal voll Brot, einige Jöpfe Bananen und an 20 Pfund Tabak für den erstaunlichen Preis von etwa 4 Mark. Schließlich befehlen wir ein Boot mit Ausbrennmotor und vertrauen uns bei frühem Aufbruch dem schwarzen Schiffer und dem schwarzen Fluß an. Der Urwaldstrom zeigt hier



Abfahrt auf dem Rio Preto

pracht an uns vorüber. Als wir uns unserer Kanuhütte nähern, verläßt ein Ruderer noch dem andern das Boot. Für eine Stunde müssen wir noch der Einladung unseres Kanuführers zu einem mächtigen heißen Indierbrühen folgen, bis uns ein zufällig passierendes Vermehrungsboot in unsere so todfranke Kulturwelt zurückführt. B.

Goethefeier in Weimar

Die Münchner „Iphigenie“

Die Ehrengastspiele deutscher Theater zur Goethefeier in Weimar waren zugleich Rufereisführungen deutscher Bühnenkunst. Was hier im Geiste, im Werke und zu Ehren Goethes Tag für Tag geboten wurde, gehörte doch zum Allerbesten, was deutsche Bühnen heute leisten können. Das wird auch besonders von namhaften Berliner Kritikern anerkannt, denen die sogenannte „Provinz“ auf einmal in anderem, hellerem Licht erscheint, und die unumwunden feststellen, daß auch außerhalb Berlins sowohl was Inszenierung wie Darstellung betrifft, eine große deutsche Theaterkunst gepflegt wird.

Auch das fünfte Ehrengastspiel am Donnerstag stand unter glückwünschendem Stern. Das Bayerische Staatstheater München brachte Goethes „Iphigenie an Tauris“. In der Inszenierung von Alfons Bape wurde sowohl der klassische Geist der Dichtung gewahrt, wie ihr menschlicher Gehalt zum Ausdruck gebracht. In Dorothea Reil lernten wir eine Schauspielerin kennen, die mit der Behalt der Iphigenie völlig eins geworden ist. Armand Jaspel als Orest, Ernst Martens als Polyades, Friedrich Umer als Thoas tragen die Vorlesung.

Ein auswärtiger Korrespondent schreibt: Diese „Iphigenie“-Aufführung der Münchner ist mit der Leistung der Dresdner nicht recht zu vergleichen, jedenfalls erreichte sie längst nicht die künstlerische Höhe des Dresdner Schauspielhauses, sowohl in der Gesamt- als in der Einzeldarstellung.

Der Beifall war denn auch geteilt, das Gespräch dreht sich nach wie vor um die Aufführung der Dresdner Wähe und der Berliner mit dem Urgh. Auch das Burgtheater kann sich nach dem allgemeinen Urteil nicht mit den beiden ebenwähnten messen.

Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit

Am Karfreitag sprach im ausverkauften Deutschen Nationaltheater Prof. Koch-Wien über das Thema: „Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit“ in einem halbstündigen Vortrage, der eine tiefe Wirkung auf die Hörer ausübte. Prof. Koch führte u. a. aus: Das Werden der Persönlichkeit „Goethe“, von ihm selbst als das Mit- und Gegeneinander von Dämon und Tyche gedeutet, ist das Ergebnis eines mannigfachen Kräftefeldes. In seiner Entwicklung wird sich Goethe der Problematik des Lebens bewußt, unter ihrem Druck beginnt sich seine Stellung zu Tod und Unsterblichkeit zu klären. Für den tragischen Menschen drang der Jugend ist der Tod nur der andere Pol des Lebens, kein Kunstgriff, sich immer wieder zu erneuern. Neben dem Gedanken von der Ewigkeit und Unendlichkeit des Lebens tritt mit dem wachsenden Bewußtsein Goethes für den Wert seiner Persönlichkeit der Glaube an die Unsterblichkeit dieser Persönlichkeit. Goethes letzte Worte von einem Leben nach dem Tode vereinigen jene Gedanken von der Unendlichkeit und Ewigkeit des Lebens und diesen Glauben an persönliche Unsterblichkeit, in dem Rufe: „Stirb und werde.“ Wir aber schöpfen aus diesem Goetheschen „Stirb und werde“, das gleichermahen den ewigen Rhythmus alles Lebens erzählt, eine Wieder- geburt deutschen Lebens, um so leuchtender, je dunkler und tiefer die Welle des Lebens unserer Tage rauscht.

Goethe-Sinfonie in der Weimarthalle

Der Nachmittags des Karfreitags war den Gassen der Gedächtniswoche frei gelassen. Am Abend wurde dann in der Weimarthalle zum ersten Male die Goethe-Sinfonie von Joseph Kelter unter Leitung von Generalmusikdirektor Dr. Praetorius durch die Weimarthalle Staatskapelle, den Männergesangsverein Weimar und den Chor des Deutschen Nationaltheaters aufgeführt. Das Werk fand starken Anklang, besonders die Chöre, die den inneren Zusammenhang mit Goethe herstellen und das Werk zu diesem Namen berechtigen, hinterließen tiefe musikalische Eindrücke.

Kunst und Wissenschaft

Mitteilungen des Sächsischen Staatstheater Opernhaus

In der Sonnabendausführung des „Parfisa“ trat die Titelpartie Max Hitzel, da Max Lorenz wegen Erkrankung abfangen mußte.

Dienstag, außer Anrecht, „Parfisa“ mit Dietrich in der Titelpartie, Maria Fuchs, Wähe, Burg, Ruffon, Böhm. Musikalische Leitung: Busch; Spielleitung: Heuser. Anfang 8 1/2 Uhr.

Dienstag, außer Anrecht, „Don Carlos“ von Verdi in der neuen Einstudierung und Inszenierung mit Battiera in der Titelpartie, Wähe, Ursula, Wähe, Maria Fuchs, Schöffler, Eubisch, Elsa Wähe, Dietrich,